

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1973)

Artikel: Heinrich von Kleist auf der Delosea-Insel bei Thun
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Georg Thüerer

Heinrich von Kleist auf der Delosea-Insel bei Thun

1802

Als Heinrich von Kleist im Dezember 1801 in die Schweiz reiste, um dort «ein grünes Häuschen zu kaufen» und ein Bauer zu werden, stand er im Banne des von Rousseau sowie Haller und Herder mitgeprägten Bildes der Schweiz, wo die Natur ursprünglich und auch der Mensch unverdorben und frei sei. Dort wollte der innerlich zerrissene Mensch in der Stille des Landlebens und angesichts erhabener Natur zur Ruhe kommen, deren er so dringend bedurfte. Schon an seinem Familienerbe trug der 1777 in Frankfurt an der Oder geborene Offizierssohn nicht leicht. Sein adeliges Geschlecht stellte eine stattliche Reihe hoher Offiziere, aber auch der poetische Einschlag fehlte nicht. Straffer Dienst und schwebende, schwingende Empfindung stritten um die Seele des Jünglings, der mit fünfzehn Jahren als Fähnrich bei der Garde eintrat, sich dann in Studien stürzte, die diplomatische Laufbahn erwog, sich in die Erkenntnislehre Kants vertiefte und an der Möglichkeit wirklicher Erkenntnis zu zweifeln begann, was alles seiner übersteigerten Hingabe an die Wissenschaft den Boden zu entziehen drohte. «Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst im Strudel des Lebens hielt, wankt — ich meine die Liebe zu den Wissenschaften», schrieb er seiner Stiefschwester Ulrike am 5. Februar 1801, und seiner Braut Wilhelmine von Zenge: «Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaftig Wahrheit ist oder ob es uns nur so scheint.» So erfaßte ihn «Ekel vor allem, was Wissen heißt.» Mehr noch, von einer Reise, welche er mit Ulrike durch Deutschland und Frankreich unternahm, schrieb er: «Bald an diesen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geschick, indes ich kein innigeres Bedürfnis habe als Ruhe — oh, es ist ekelhaft zu leben.» Der Aufenthalt in Paris beruhigte diese erregte Seele nicht. Er fand, die

Pariser, «diese Affen der Vernunft», seien reif zum Untergang. Angewidert kehrte er dem ganzen Treiben der Weltstadt den Rücken, um in den Schweizer Bergen im Schoße unverfälschter Natur neu zu beginnen. Als die Braut dieses Abenteuer nicht mit ihm teilen wollte, opferte er auch sein Verlöbnis seinem neuen Lebensplan.

War es nun Ironie oder Fügung, daß der Jüngling ausgerechnet im Lande der Hirten erstmals in literarische Kreise eintrat? Es war in Bern allerdings ein Magdeburger, der sechs Jahre ältere Heinrich Zschokke, der sich als Dramatiker, Lehrer und Erzieher schon früh einen Namen gemacht hatte, der ihn den Söhnen der Dichter Christoph Martin Wieland und Salomon Geßner vorstellte. Sie erkannten seine poetische Begabung, was Kleistens Selbstvertrauen wiederum hob. Ja, ein Bild in Zschokkes Wohnung, das den Titel «La cruche cassée» trug, lud die Freunde zu einem dichterischen Wettstreit ein, aus dem «Der zerbrochene Krug», eines der besten Lustspiele in deutscher Sprache, hervorging. Daneben schrieb Kleist «Die Familie Schroffenstein», ein Drama, das die Spaltung einer Familie und zugleich die eigene Zerrissenheit schildert.

Der Wunsch nach Abgeschiedenheit meldet sich aber wieder dringender. Nun scheint Kleist ein Eiland die ersehnte Ruhe zu gewähren. Es ist die Delosea-Insel in der Aare, eine sehr kurze Ruderstrecke unterhalb des Thunersees. Der melodisch tönende, südlich anmutende Name war der Frauenname der damaligen Besitzerin Elisabeth Magdalena Gatschet. Die Familie Delosea stammte ursprünglich von Arles in der Provence. Sie war in der Reformationszeit nach Genf gekommen und hatte sich auch in Bern eingebürgert. Der Name Delosea-Insel ist in Thun nicht geläufig. Früher sprach man von der «Obern Insel», heute eher vom Kleist-Inseli. Das vom Dichter bewohnte kleine Haus wurde leider vor einer Generation abgebrochen. Die Insel mutet heute mit ihren rauschenden Bäumen, ihren Immergrüntepichen und Efeu-geranken wie ein verwunschener Garten an. Als Kleist sich dort im Frühling 1802 niederließ, mag der Pflanzenwuchs wohl anders gewesen sein, aber der Blick auf Stockhorn und Niesen war damals wie heute gewaltig. Der preußische Dichter wohnte bei der dortigen Fischerfamilie und begleitete sie zuweilen zum abenteuerlichen nächtlichen Fang. In einem bekannten Briefe schilderte er seiner Schwester Ulrike sein Tun und Lassen.

Jetzt leb ich auf einer Insel in der Aare am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertel Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, hab ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand als nur auf der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname: Mädeli (Kurzform für Magdalena). Mit der Sonne stehn wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu euch; dann essen wir zusammen. Sonntags zieht sie ihre schöne Schwyzertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe . . . Übrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner und Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir — kurz, ich habe keinen andern Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse tun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet.»

Der Kenner der Ortsverhältnisse hat längst einen Vorbehalt zu diesem wunderbaren Dichterbrief auf den Lippen. Wie war es denn möglich, daß Kleist, während das Trachtenmädchen Mädeli zur Predigt ging, das Schreckhorn bestieg? Dazu schrieb Hermann Reske in seiner Stu-

die «Kleist in Thun» (Historisches Museum Schloß Thun 1969): «Hier stimmt schon etwas nicht. Das Schreckhorn führt seinen Namen nicht zu Unrecht und war zu Zeiten Kleists noch nicht einmal erobert. Kleist bezwang also den Bergriesen nur platonisch auf dem Papier. Eine zweite Möglichkeit wäre, daß er zwar «Schreckhorn» schrieb, aber das «Stockhorn» meinte. Dieses Massiv war allerdings schon zu damaliger Zeit eine besondere Attraktion für Bergsteiger; jedoch hat es eine Gipfelhöhe von 2190 Meter und ist damit auch heute noch eine anstrengende Tagestour. Mädeli's sonntägliche Erbauung hätte weit über das Normale gehen müssen, um Kleist genügend Zeit für Auf- und Abstieg zu geben. Wenn aber nun eindeutig feststeht, daß Kleists dichterische Phantasie hier Kobold schlägt, liegt es dann nicht auch nahe, anzunehmen, daß es sich mit dem Liebesglück ebenso verhält? Bisher ist es noch nicht gelungen, das Mädeli auf eindeutige Weise zu eruieren.»

Die dramatischen Gesichte aber bedrängten den Geist des Dichters aufs neue. Das Schauspiel «Leopold von Österreich» gedieh kaum über den ersten Akt hinaus, und «Robert Guiskard», ein Griff in die normannische Geschichte, wollte auch nicht die gültige Gestalt annehmen — es blieb zeitlebens sein geniales Fragment. Mutete der ungestüme Dramatiker seinem Geist zuviel zu? Rächte sich seine überaus empfindsame Natur? Ein Nervenfieber befahl den Erschöpften und zwang ihn zum Abschied. Schweren Herzens verließ er die Insel, um die Pflege durch des Fischers Tochter Mädeli mit derjenigen eines Arztes in Bern zu vertauschen. Auch Ulrike eilte herbei, um ihm beizustehen. Es dauerte aber mehr als ein Vierteljahr, bis Kleist soweit genesen war, daß er die Rückreise nach Deutschland wagen durfte, wo er großen Werken und Wirrnissen entgegenging, welche seine Kräfte überstiegen, so daß er sich ein Jahrzehnt danach in seinem 35. Lebensjahre am Wannsee bei Berlin erschoss.

Hundert Jahre nach Kleists Tod kehrte der im Bernbiet aufgewachsene Schweizer Dichter Robert Walser aus Berlin in seine Heimat zurück. Ihm verdanken wir ein entzückendes Prosastück «Kleist in Thun», das zwar nicht die Geheimnisse des Dramatikers enthüllt, aber das Idyll dichterischen Lebens beschwört, wie es Walser selbst ersehnte. Der Pulsschlag dieser Sprache wirkt um so munterer, die Farben sind um so leuchtender, als ja auch über Walser ein dunkles Verhängnis lauerte: die dämmernden Nebel geistiger Umnachtung zogen über seinen Weg.

Hören wir noch einmal, wie ein Dichter den Spuren eines andern Dichters folgt:

«Kleist hat Kost und Logis in einem Landhaus auf einer Aareinsel in der Umgebung von Thun gefunden. Genau weiß man ja das heute, nach mehr als hundert Jahren, nicht mehr, aber ich denke mir, er wird über eine winzige, zehn Meter lange Brücke gegangen sein und an einem Glockenstrang gezogen haben. Darauf wird jemand die Treppen des Hauses herunterzueidechseln gekommen sein, um zu sehen, wer da sei. ‚Ist hier ein Zimmer zu vermieten?‘ Und kurz und gut, Kleist hat es sich jetzt in den drei Zimmern, die man ihm für erstaunlich wenig Geld abgetreten hat, bequem gemacht. ‚Ein reizendes Bernermeitschi führt mir die Haushaltung.‘ Ein schönes Gedicht, ein Kind, eine wakere Tat, diese drei Dinge schweben ihm vor. Im übrigen ist er ein wenig krank. ‚Weiß der Teufel, was mir fehlt. Was ist mir? Es ist so schön hier.‘

Er dichtet natürlich. Ab und zu fährt er im Fuhrwerk nach Bern zu literarischen Freunden und liest dort vor, was er etwa geschrieben hat. Man lobt ihn selbstverständlich riesig, findet aber den ganzen Menschen ein bißchen unheimlich. ‚Der zerbrochene Krug‘ wird geschrieben. Aber was soll alles das? Es ist Frühling geworden. Die Wiesen um Thun herum sind ganz dick voller Blumen, das duftet und summt und macht und tönt und faulenz, es ist zum Verrücktwerden warm an der Sonne. Es steigt Kleist wie glühendrote, betäubende Wellen in den Kopf hinauf, wenn er am Schreibtisch sitzt und dichten will. Er verflucht sein Handwerk. Er hat Bauer werden wollen, als er in die Schweiz gekommen ist . . .

. . . es ist Sonntag. Glocken läuten. Die Leute treten aus der hochgelegenen Kirche heraus. Die Mädchen und Frauen in engen, schwarzen, silbergeschmückten Schnürbrüsten, die Männer einfach und ernst gekleidet. Gebetbücher tragen sie in der Hand, und die Gesichter sind so friedlich und schön, als wären alle Sorgen zerflossen, alle Falten des Kummers und Zankes geglättet und alle Mühen vergessen. Und die Glocken. Wie sie daherschallen, daherspringen mit Schällen und Tonwellen. Wie es über das ganze, sonntäglich umsonnte Städtchen glitzert, leuchtet, blaut und läutet. Die Menschen zerstreuen sich. Kleist steht, von sonderbaren Empfindungen angefächelt, auf der Kirchentreppe und verfolgt die Bewegungen der Hinuntergehenden. Da ist

manch Bauernkind, das wie eine geborene, an Hoheit und Freiheit gewöhnte Prinzessin die Stufen hinunterschreitet. Da sind schöne, junge, kräftestrotzende Burschen vom Land, und von was für einem Land, nicht Flachland, nicht Burschen von Ebenen, sondern Burschen, hervorgebrochen aus tiefen, wunderbar in die Berge eingehöhlten Tälern, eng manchmal, wie der Arm eines etwas aus der Art geschlagenen, größeren Menschen. Das sind Burschen von Bergen, wo die Äcker und Felder steil in die Einsenkungen hinabfallen, wo das duftende, heiße Gras auf winzigen Flächen dicht neben schauervollen Abgründen wächst, wo die Häuser wie Tupfe an den Weiden kleben, wenn einer unten auf der breiten Landstraße steht und hoch hinaufsieht, ob es etwa da oben Menschenwohnungen geben könne.»